

ROBERT E. HOWARD

Die Original-Erzählungen – Band 6

CONAN

Illustriert von GREGORY MANCHESS

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe
The Conquering Sword of Conan
erschien 2005 im Verlag Ballantine/Del Rey.
Für die vorliegende Ausgabe wurden die Texte
auf 2 Bände aufgeteilt. Dies ist der 2. Band.
Copyright © 2005 by Conan Properties International, LLC.

CONAN, CONAN THE BARBARIAN, HYBORIA and related
logos, names and characters likenesses are trademarks or
registered trademarks of Conan Properties International, LLC.
Used with permission. All rights reserved.

ROBERT E. HOWARD and related logos, names and characters
likenesses are trademarks or registered trademarks of
Robert E. Howard Properties Inc.
Used with permission. All rights reserved.

Deutsche Übersetzung der Erzählungen von Lore Strassl
Deutsche Übersetzung der Einführung, der Vorbemerkung,
der Vermischten Schriften und des Anhangs
von Andreas Decker
Die Rechte an den Übersetzungen liegen beim Wilhelm Heyne
Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

1. Auflage September 2015
Copyright © dieser Ausgabe 2015 by Festa Verlag, Leipzig
Copyright © Titelbild, alle Illustrationen und Rückseitenbild
2005 by Gregory Manchess
Logo: Timo Wuerz
Alle Rechte vorbehalten

Paperback-ISBN 978-3-86552-402-7
Hardcover-ISBN 978-3-86552-404-1
eBook-ISBN 978-3-86552-403-4

INHALT

Die Original-Erzählungen

Die Diener von Bît-Yakin.....	11
Aus den Katakomben.....	79

Vermischte Schriften

Wölfe jenseits der Grenze – Fassung A.....	205
Wölfe jenseits der Grenze – Fassung B.....	223
Aus den Katakomben – Entwurf.....	253

Anhang

Hyborische Genesis, Teil III.....	317
Veröffentlichungsnachweise.....	351

**DIE DIENER
VON BÎT-YAKIN**



I

INTRIGEN

DIE FELSWAND ERHOB SICH STEIL aus dem Dschungel, einem Schutzwall gleich, ihr Stein glühte in der aufgehenden Sonne grünblau und tiefrot. In einem weiten Bogen zog sie sich gen Osten und Westen über dem wogenden grünen Meer aus Blättern und Wedeln dahin. Unbezwingbar sah sie aus, diese gigantische Mauer mit ihren Steilwänden, deren Felsgestein mit glitzerndem Quarz durchzogen war. Aber der Mann, der sich mühsam hocharbeitete, hatte sie schon bis zu halber Höhe erklommen.

Er entstammte einer Rasse, die in den Bergen zu Hause und der kein Felsen zu schroff war, und dazu verfügte er über ungewöhnliche Kraft und Behändigkeit. Als einziges Kleidungsstück trug er eine knielange Hose aus roter Seide. Die Sandalen hatte er sich um die Schultern geschlungen, damit sie ihn nicht behinderten, genau wie sein Schwert und seinen Dolch.

Der Mann war von mächtigem Körperbau und doch

geschmeidig wie ein Panther. Die Sonne hatte seine Haut tief bronzefarben gebrannt. Ein silbernes Stirnband hielt die gerade geschnittene Mähne schwarzen Haares. Seine eisernen Muskeln, die flinken scharfen Augen und die sicheren Füße kamen ihm hier sehr zustatten, denn das Erklimmen dieser Felswand forderte das Äußerste. Hundertfünfzig Fuß unter ihm wogte der Dschungel, und genauso weit entfernt hob sich der Felsrand vom Morgenhimmel ab.

Er kämpfte sich hoch, als wäre er in größter Eile, und doch kam er nur im Schneckentempo weiter, während er wie eine Fliege an der Wand klebte. Seine tastenden Hände und Füße fanden winzige Simse, Spalten und unbedeutende Vorsprünge, die kaum Halt gewährten, und manchmal hing er nur an seinen Fingernägeln. Trotzdem kam er immer höher, auch wenn er sich nur um Handbreiten hochziehen konnte. Hin und wieder legte er eine kurze Pause ein, um seinen schmerzenden Muskeln Ruhe zu gönnen. Dann schüttelte er sich den Schweiß aus den Augen und drehte den Kopf, um suchend über den Dschungel zu spähen und Ausschau nach irgendwelchen Spuren oder Bewegungen zu halten, die auf die Anwesenheit von Menschen schließen ließen.

Das Ende der Felswand war nahe, als er wenige Fuß über seinem Kopf eine Öffnung in der Wand entdeckte. Gleich darauf hatte er sie erreicht. Vor ihm lag eine kleine Höhle unmittelbar unter dem Rand der Felswand. Als er den Kopf in gleicher Höhe mit dem Boden hatte, blinzelte er erstaunt und stemmte sich noch ein Stück höher. Auf die Ellbogen gestützt, sah er sich genauer um. Die Höhle war nicht viel mehr als eine Nische – aber sie war nicht leer. Eine verschrumpelte braune Mumie saß mit überkreuzten Beinen und auf der Brust verschränkten Armen darin. Der Kopf war auf die Brust gesackt. In dieser Stellung wurde sie

durch Lederschnüre gehalten, die jedoch schon sehr morsch aussahen. Falls die Mumie nicht nackt hierhergeschafft worden war, musste ihre Kleidung völlig zu Staub zerfallen sein, denn von ihr gab es nicht die geringste Spur mehr. Wohl aber steckte etwas zwischen den verschränkten Armen und der eingefallenen Brust – eine vergilbte Pergamentrolle.

Der Mann streckte seinen Arm aus und schnappte sich diese Schriftrolle. Ohne sie zu betrachten, schob er sie in seinen Gürtel, dann zog er sich hoch, bis er in der Nischenöffnung stand. Von hier aus sprang er empor, erreichte das Ende der Felswand mit den Händen, und schon stand er oben.

Keuchend schaute er auf der anderen Seite in die Tiefe.

Es war, als blickte er in eine gewaltige Schale, die von einer kreisrunden Steinwand eingeschlossen war. Bäume und andere Pflanzen bedeckten den Boden dieser Schale, doch war der Bewuchs bei Weitem nicht so dicht wie der äußere Dschungel. Die Schalenwand war nirgendwo durchbrochen und rundum gleich hoch. Es war eine Laune der Natur, etwas, was vielleicht nirgendwo sonst auf der Welt zu finden sein mochte: ein riesiges, natürliches Amphitheater, ein kreisrundes Stück bewaldeter Ebene, etwa drei oder vier Meilen im Durchmesser, vom Rest der Welt völlig abgeschlossen und gefangen im Ring der steilen Felswand.

Doch der Mann oben auf dem Rand widmete diesem Naturwunder keinen Gedanken. Angespannt wanderte sein Blick über die Baumwipfel unter ihm. Er atmete tief durch, als er das Schimmern von Marmorkuppeln zwischen dem saftigen Grün entdeckte. Also war es nicht nur eine Legende gewesen: Der fabelhafte, verlassene Palast von Alkmeon lag hier unter ihm.

Conan, der Cimmerier, der in seinem abenteuerlichen Leben bereits die halbe Welt durchstreift hatte, war auf der

Fährte eines sagenhaften Schatzes, der den der turanischen Könige weit übertraf, ins Königreich Keshan gekommen.

Keshan war ein barbarisches Königreich im östlichen Hinterland von Kush, wo der breite Streifen Weideland sich mit den Wäldern aus dem Süden verband. In dem Volk hatten sich verschiedene Rassen vermischt: Eine dunkelhäutige Oberschicht von edler Geburt regierte über fast ausschließlich negroide Untertanen. Die Herrscher – Fürsten und Hohe Priester – behaupteten, von einer weißen Rasse abzustammen, die vor undenkbarer Zeit über ein Königreich geherrscht hatte, dessen Hauptstadt Alkmeenon gewesen war. Einander widersprechende Legenden versuchten, den Untergang dieser Rasse und die Aufgabe der Stadt durch die Überlebenden zu erklären. Genauso nebulös waren die Geschichten über die Zähne von Gwahlur, den Schatz von Alkmeenon. Doch für Conan hatten diese vagen Legenden genügt, um ihn aus weiter Ferne, über Ebenen, flussdurchzogenen Dschungel und hohe Berge nach Keshan zu führen.

Er hatte das Königreich gefunden, das man in vielen nördlichen und westlichen Nationen selbst für legendär hielt. Und dort hatte er so manches erfahren, das seine Überzeugung bestätigt hatte. Ja, er glaubte sicher, dass es diesen Schatz, der die Zähne von Gwahlur genannt wurde, tatsächlich gab. Nur wo er versteckt war, konnte er nicht herausfinden. Bald sah er sich der Notwendigkeit gegenüber, den Grund seines Aufenthalts in Keshan zu erklären. Ungebetene Fremde waren dort nicht willkommen.

Aber das brachte ihn nicht in Verlegenheit. Mit gleichmütigem Selbstbewusstsein bot er den argwöhnischen Edlen des auf barbarische Weise prächtigen Hofes seine Dienste an. Er war Söldner, der angeblich auf der Suche nach einer Anstellung nach Keshan gekommen war. Für gutes Gold war er bereit, die keshanischen Truppen auszubilden

und sie gegen Punt – den Erzfeind Keshans – zu führen. Punts kürzliche Erfolge auf dem Schlachtfeld hatten den Grimm des reizbaren Königs von Keshan noch gesteigert.

Dieses Angebot war gar nicht so abwegig, wie es den Anschein haben mochte. Conans Ruf war ihm sogar ins ferne Keshan vorausgeeilt. Seine Abenteuer als Kapitän der schwarzen Korsaren, der Wölfe der südlichen Küsten, hatten seinen Namen in den gesamten Schwarzen Königreichen bekannt gemacht, und er wurde dort bewundert und gefürchtet. Er ließ es sich gefallen, dass die dunkelhäutigen Edlen ihn auf die Probe stellten. In den ständigen Scharmützeln entlang der Grenzen bekam der Cimmerier genügend Gelegenheit, seine Geschicklichkeit im Handgemenge zu beweisen. Seine tollkühne Wildheit beeindruckte die Herren von Keshan, denen sein Ruf als Heerführer durchaus bekannt war. Die Aussichten schienen also recht günstig zu sein. In Wirklichkeit brauchte Conan die Anstellung nur als plausiblen Grund, um lange genug in Keshan bleiben zu können, bis er das Versteck der Zähne von Gwahlur entdeckt hatte. Doch dann geschah etwas Unvorhergesehenes. Thutmekri kam als Führer einer Abordnung von Zembabwei nach Keshan.

Thutmekri war Stygier – ein Abenteurer und Halunke, der sich durch seine Schläue bei den Doppelmonarchen des großen Handelsreichs, viele Tagesmärsche östlich gelegen, beliebt gemacht hatte. Er und der Cimmerier kannten einander schon seit Langem, waren einander jedoch alles andere als wohlgesinnt. Auch Thutmekri wollte dem König von Keshan ein Angebot machen, das die Eroberung Punts zum Ziel hatte – dieses Königreich östlich von Keshan hatte erst vor Kurzem alle zembabweischen Handelsstationen niedergebrannt.

Sein Angebot wog schwerer als Conans Ruf. Er erbot sich, Punt aus dem Osten mit einer Armee schwarzer

Speerträger, shemitischer Bogenschützen und Söldnerschwertkämpfer anzugreifen und dem König von Keshan zu helfen, das feindliche Königreich zu annektieren. Die wohlmeinenden Könige von Zembabwei erbaten sich für ihre Hilfe lediglich das Monopol auf den Handel in Keshan und den ihm angeschlossenen Gebieten – und als Zeichen ihrer guten Beziehungen einige der Zähne von Gwahlur. Diese würden keineswegs für irgendwelche weltlichen Zwecke benutzt werden, beeilte sich Thutmekri den miss-trauischen Edlen zu versichern. Nein, sie sollten ihren Ehrenplatz im Tempel von Zembabwei erhalten, neben den kauernenden goldenen Götterbildern von Dagon und Derketo, um das Bündnis zwischen Keshan und Zembabwei zu besiegeln. Diese Behauptung veranlasste Conan zu einem abfälligen Grinsen.

Der Cimmerier machte keine Anstalten, sich mit gleicher Schläue ins rechte Licht zu setzen oder wie Thutmekri und sein shemitischer Partner Zargheba zu intrigieren. Er wusste, wenn Thutmekri den Auftrag bekam, würde er auf die sofortige Verbannung seines Rivalen drängen. Conan blieb nur eine Möglichkeit: die Juwelen zu finden und mit ihnen zu fliehen, ehe der König von Keshan seine Entscheidung traf. Inzwischen war er sicher, dass sie nicht in Keshia, der Königsstadt, verborgen waren, die aus nicht viel mehr als ein paar strohgedeckten Hütten bestand, welche sich an die Lehm-mauer rings um den Palast aus Stein, Lehm und Bambus kauerten.

Während seine Ungeduld wuchs, erklärte der Hohe Priester Gorulga, dass vor einer Entscheidung die Götter über das beabsichtigte Bündnis mit Zembabwei befragt werden mussten – und auch darüber, ob einige der Steine aufgegeben werden durften, die seit Langem als heilig und unberührbar galten. Zu diesem Zweck sollte das Orakel von Alkmeenon befragt werden.

Das war schon lange nicht mehr geschehen. Überall, im Palast und in den armseligen Hütten, unterhielt man sich aufgeregt darüber. Seit einem ganzen Jahrhundert hatten die Priester die Stadt des Schweigens nicht mehr besucht. Bei dem Orakel, so erzählte man sich, handelte es sich um Prinzessin Yelaya, die letzte Herrscherin von Alkmeenon, die in der Blüte ihrer Jugend und Schönheit den Tod gefunden hatte und deren Körper auf gar wundersame Weise die undenkbar lange Zeit hindurch makellos erhalten geblieben war. Früher waren immer Priester in die verlassene Stadt gepilgert, und Yelaya hatte sie die Wege der Weisheit gelehrt. Der letzte Priester, der das Orakel aufgesucht hatte, war von Grund auf verderbt gewesen und hatte versucht, jene eigenartig geschliffenen Edelsteine zu stehlen, die man die Zähne von Gwahlur nannte. Doch ein grauenvolles Geschick hatte ihn in dem verlassenen Palast ereilt. Die Akolythen, die ihn begleitet hatten, flohen und erzählten Schreckliches darüber. Daraufhin hatte sich seit hundert Jahren keiner der Priester mehr in die Stadt und zum Orakel gewagt.

Doch Gorulga, der gegenwärtige Hohe Priester, dem seine Integrität den Mut gab, erklärte, dass er mit einer Handvoll Begleiter die alte Sitte wieder aufnehmen würde. In der Aufregung saßen die Zungen etwas locker, und Conan kam zu dem Hinweis, auf den er seit Wochen gehofft hatte – er belauschte das Gespräch eines Unterpriesters. Die Priester beabsichtigten, im Morgengrauen des nächsten Tages nach Alkmeenon aufzubrechen, also musste er ihnen zuvorkommen. Deshalb verließ er Keshia klammheimlich in finsterner Nacht.

Eine Nacht, einen Tag und noch eine Nacht ritt er so schnell, wie er es nur wagen konnte, und erreichte schließlich im frühen Morgengrauen die schützende Felswand um Alkmeenon, das sich in der Südwestecke des Königreichs

befand, mitten im wilden Dschungel, der tabu für den einfachen Mann war. Nur Priester durften sich dem Tal nähern, und nicht einmal ein Priester hatte seit hundert Jahren Alkmeenon besucht.

Der Legende nach hatte nie ein Mensch diese Felswände erklommen, und nur die Priester kannten den geheimen Durchgang ins Tal. Conan vergeudete keine Zeit mit der Suche nach ihm. Schroffe Abgründe und Steilwände, an die diese Schwarzen – das Reitervolk und die Menschen der Ebenen und Wälder – sich nicht wagten, waren kein Hindernis für jemanden, der in den rauen Bergen Cimmeriens geboren war.

Während er nun hinunter in das kreisrunde Tal blickte, fragte er sich, was es gewesen sein mochte – Seuche, Krieg oder Aberglaube –, das diese alte weiße Rasse aus ihrer natürlichen Festung vertrieben und dazu gebracht hatte, sich mit den schwarzen Stämmen ringsum zu vermischen.

Dieses Tal war ihre Zitadelle gewesen. Dort prangte ihr Palast, wo lediglich die königliche Familie und ihre Höflinge gelebt hatten. Die eigentliche Stadt lag außerhalb der Felswände. Der wogende Dschungel verbarg ihre Ruinen. Doch die unter dem Laubdach glitzernden Kuppeln waren so unbeschädigt wie der ganze Palast, der dem Zahn der Zeit getrotzt hatte.

Conan schwang ein Bein über den Rand und kletterte eilig hinunter. Die Innenseite der Felswand war weit weniger glatt und steil als die Außenseite. Er brauchte nicht halb so lange, die Talsohle zu erreichen, wie zum Aufstieg.

Mit einer Hand am Schwertgriff blickte er sich wachsam um. Es gab keinen Grund zur Annahme, dass die Behauptung der Keshani, die Stadt sei leer und verlassen und nur der Hauch der Vergangenheit haften an, nicht stimmte. Aber Conan war von Natur aus misstrauisch und wachsam. Die Stille war vollkommen. Nicht einmal die Blätter an den

Zweigen wisperten. Als er sich bückte, um durch die geraden Reihen der Bäume hindurchzuspähen, sah er nichts als ihre mächtigen Stämme, die sich in der blauen Düsternis der Waldestiefe verloren.

Trotzdem schlich er wachsam voran, das Schwert in der Hand. Unentwegt spähte er von einer Seite zur anderen. Seine geschmeidigen Schritte verursachten keinen Laut auf dem Grasboden. Ringsum erblickte er die Zeichen einer uralten Zivilisation. Marmorspringbrunnen standen stumm und zerfallend zwischen Bäumen, die so exakt im Kreis angeordnet waren, dass die Natur sie so nicht gesetzt haben konnte. Wild wachsende Bäume und Unterholz waren in die säuberlich symmetrisch angeordneten Haine gedrungen, trotzdem war ihre ursprüngliche Form noch gut zu erkennen. Breite Pflasterwege führten durch sie hindurch, aber die Steine wiesen breite Risse auf, in denen Gras und Unkraut wucherten. Conan sah Mauern mit reich verzierten Kronen und kunstvoll durchbrochene Steinwände, vermutlich von Pavillons.

Durch die Bäume vor ihm schimmerten die Kuppeln, und die Bauwerke, die sie trugen, wurden beim Näherkommen deutlicher erkennbar. Als er sich einen Weg durch rankenüberwucherte Zweige gebahnt hatte, gelangte er an eine etwas lichtere Stelle, wo die Bäume weiter auseinanderstanden und kein Unterholz sich zwischen sie drängte. Und dort sah er den Portikus des Palasts vor sich.

Beim Betreten der breiten Marmorstufen des Treppenaufgangs sah er, dass dieses Bauwerk weit besser erhalten war, als die unbedeutenderen, die ihm bisher aufgefallen waren. Die mächtigen Mauern und gewaltigen Säulen schienen zu massiv zu sein, als dass Zeit und Elemente ihnen viel hätten anhaben können. Überall herrschte die gleiche, wie verzauberte Stille, sodass seine katzensanften Schritte geradezu laut wirkten.

Irgendwo in diesem Palast befand sich das Bildnis, das in früherer Zeit den Priestern von Keshan als Orakel gedient hatte. Und wenn es stimmte, was er erlauscht hatte, so musste hier auch der verborgene Schatz der vergessenen Könige von Alkmeenon zu finden sein.

Conan trat in eine breite, hohe Halle mit einer Säulenreihe zu beiden Längsseiten, zwischen denen Torbögen gähnten, deren Türen dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen waren. Er schritt durch die Düsternis dieser Halle und an ihrem anderen Ende durch eine gewaltige Bronzeflügeltür, die halb offen stand – vielleicht bereits seit Jahrhunderten. Er kam in einen riesigen Saal mit Kuppeldecke, der den Königen von Alkmeenon wahrscheinlich als Audienzhalle gedient hatte.

Er war achteckig, und die gewaltige Kuppel musste geschickt angelegte Belüftungsschlitze haben, denn dieser Saal war weit heller als die Halle, die zu ihm geführt hatte. Am hinteren Ende erhob sich ein Podest mit breiten Lapislazulistufen, auf dem ein massiver Thron mit kunstvoll verzierten Armlehnen und hoher Rückenlehne stand, über den sich früher sicher ein Baldachin aus goldenem Stoff gewölbt hatte.

Conan brummte anerkennend. Das also war der goldene Thron Alkmeenons, von dem die Legenden berichteten. Mit geübtem Auge betrachtete er ihn abschätzend. Er war ein Vermögen für sich, nur wäre es sehr schwierig, ihn fortzuschaffen. Aber sein Wert spornte seine Phantasie an: Wie ungeheuerlich musste da erst der sagenhafte Schatz sein! Er fieberte vor Aufregung und konnte es kaum erwarten, die Juwelen durch seine Finger gleiten zu lassen – die Edelsteine, die die Märchenerzähler auf den Marktplätzen von Keshia so beschrieben, wie sie es selbst gehört hatten und wie es seit Jahrhunderten überliefert wurde. Edelsteine, die es so angeblich kein zweites Mal auf der Welt gab, was ihre

Schönheit und Makellosigkeit und Größe betraf: Rubine, Smaragde, Brillanten, Blutsteine, Opale, Saphire.

Er hatte erwartet, das Orakel auf dem Thron vorzufinden. Da es dort nicht war, musste es sich in einem anderen Teil des Palasts befinden – wenn es dieses Bildnis überhaupt gab! Doch seit er in Keshan war, hatten sich so viele Mythen als Wirklichkeit erwiesen, dass er gar nicht bezweifelte, tatsächlich auf ein Götterbild zu stoßen.

Hinter dem Thron klaffte ein schmaler Türbogen, der früher bestimmt hinter Wandbehängen verborgen gewesen war. Er warf einen Blick hindurch und sah einen Alkoven, von dem in rechtem Winkel ein Korridor wegführte. Er wandte sich davon ab und entdeckte einen zweiten Türbogen links vom Thronpodest. Dessen Tür war, im Gegensatz zu allen bisherigen, noch erhalten. Doch dies kam gewiss daher, dass es sich hier um keine gewöhnliche Tür handelte: Sie bestand aus demselben Edelmetall wie der Thron und war mit seltsamen Arabesken verziert.

Sie schwang bei seiner Berührung so leicht auf, als wären ihre Angeln erst vor Kurzem geölt worden. Mit großen Augen schaute er sich um.

Vor ihm lag ein rechteckiges, nicht sehr großes Gemach, dessen Marmorwände von einer kunstvoll mit Gold verzierten Decke gekrönt wurden. Goldene Friese zierten den unteren und oberen Rand der Wände, und außer der Tür, durch die er eingetreten war, gab es keine weitere. Doch all das bemerkte er nur nebenbei, denn seine Aufmerksamkeit war auf etwas gerichtet, das auf einem Elfenbeinpodest vor ihm lag.

Er hatte ein kunstvolles Bildnis erwartet, von begnadeten Bildhauern einer längst vergessenen Zeit gemeißelt, doch das, was er hier vor sich sah, war von einer Vollendung und Schönheit, wie selbst der größte Künstler es nicht hätte erschaffen können.

**AUS DEN
KATAKOMBEN**



I

DER SCHÄDEL AUF DEM FELSEN

DIE FRAU IM SATTEL zügelte ihr müdes Pferd. Mit hängendem Kopf und weit gespreizten Beinen stand es da, als wäre ihm selbst das rote Lederzaumzeug mit den Goldtroddeleln zu schwer. Die Frau zog den gestiefelten Fuß aus dem silbernen Steigbügel und schwang sich aus dem goldverzierten Sattel. Sie befestigte den Zügel an der Astgabel eines jungen Baumes, dann stemmte sie die Hände in die Hüften und sah sich um.

Die Gegend hier war nicht sehr einladend. Gigantische Bäume umzingelten wie Wachtposten den kleinen Teich, aus dem ihr Pferd gerade getrunken hatte. Das Buschwerk unter dem düsteren Zwielicht der ineinander verschlungenen Zweige schränkte die Sicht ein. Die festen Schultern der Frau zuckten in unwillkürlichem Frösteln. Verärgert fluchte sie.

Hochgewachsen war sie, mit vollem Busen und langen Beinen. Ihre geschmeidige Gestalt strahlte ungewöhnliche

Kraft aus, ohne dass dies jedoch den Reiz ihrer Weiblichkeit gemindert hätte. Ja, trotz ihrer Haltung und Kleidung war sie ganz Frau. Sie trug ein seidenes, pludriges Beinkleid, das etwa eine Handbreit über den Knien endete und von einer breiten, als Gürtel dienenden Seidenschärpe gehalten wurde. Die Stiefel aus weichem Leder mit weiten Schäften reichten bis kurz unter die Knie. Ein am Hals offenes Hemd mit breitem Kragen und bauschigen Ärmeln vervollständigte ihre Kleidung. An einer wohlgeformten Hüfte hing ein gerades, zweischneidiges Schwert und an der anderen ein langer Dolch. Ihr widerspenstiges Goldhaar, das in Schulterhöhe gerade geschnitten war, hielt ein Band aus rotem Satin zusammen.

Gegen den Hintergrund des düsteren, wuchernden Waldes gab sie ungewollt ein bizarres, nicht recht stimmiges Bild ab. Das weite Meer, hohe Masten und flatternde Möwen als Hintergrund hätten besser gepasst, denn ihre Augen waren von der Farbe der See. Und so war es auch richtig, denn sie war Valeria von der Roten Bruderschaft, und sie hatte sich einen Namen gemacht. Wo immer Seeleute sich trafen, machten Geschichten und Balladen über sie die Runde.

Sie bemühte sich, durch das stumpfgrüne Dach der Äste den Himmel zu erspähen, der ja schließlich darüber sein musste, doch vergebens. Mit einem leisen Fluch gab sie es auf.

Das Pferd ließ sie an der Astgabel angebunden, während sie ostwärts stapfte und hin und wieder zum Teich zurückblickte, um sich der Richtung zu vergewissern. Die Stille des Waldes bedrückte sie. Keine Vögel sangen in den hohen Zweigen, und kein Rascheln im Unterholz verriet die Anwesenheit des üblichen kleinen Waldgetiers. Meilenweit war sie nun schon durch diese brütende Stille geritten.

Am Teich hatte sie ihren Durst gestillt, doch jetzt begann

der Hunger sie zu quälen. Sie hielt Ausschau nach Früchten, denn seit sie den kargen Proviant in ihren Satteltaschen verzehrt hatte, waren Früchte ihre einzige Nahrung gewesen.

Vor sich sah sie nach einer Weile einen Felsen, der sich zerklüftet zwischen den Bäumen erhob. Sein Gipfel war zwischen den dicht belaubten Baumkronen nicht zu sehen. Möglicherweise ragte er darüber hinaus – und wenn sie ihn erklomm, konnte sie vielleicht erkennen, was jenseits dieses Waldes lag, durch den sie nun schon so viele Tage geritten war – falls er nicht endlos weiterführte.

Eine natürliche Rampe zog sich schräg die steile Felswand hoch. Sie folgte ihr, und nachdem sie etwa fünfzig Fuß weit gekommen war, erreichte sie den Laubgürtel, mit dem die Bäume den Felsen umgaben. Die Stämme selbst waren ihm nicht sehr nah, doch die Enden der unteren Zweige stießen gegen ihn und verhüllten ihn mit ihren Blättern. Sie tastete sich durch dieses Laubhindernis, und eine Weile konnte sie weder unter noch über sich etwas erkennen, bis sie endlich blauen Himmel erspähte. Kurz darauf tauchte sie ins Freie – in heißen Sonnenschein –, und unter ihr erstreckte sich das Laubdach.

Sie stand auf einem breiten Sims, der sich in etwa gleicher Höhe mit den Baumwipfeln befand, und von hier ragte wie ein Spitzturm der Gipfel des Felsens in die Höhe. Doch nicht ihm widmete sie ihre Aufmerksamkeit. In dem Teppich verwelkter und verrottender Blätter war ihr Fuß gegen etwas Hartes gestoßen. Sie schob das Laub zur Seite und legte so das Gerippe eines Menschen frei. Erfahrenen Blickes studierte sie das ausgebleichene Skelett. Es wies keine gebrochenen Knochen auf, und auch sonst keinerlei Spuren von Gewalt. Der Mann musste eines natürlichen Todes gestorben sein. Doch sie konnte sich nicht vorstellen, weshalb jemand einen kahlen Felsen erklomm, um hier auf sein Ende zu warten.

Sie kletterte die spitztürmähnliche Felszacke hoch und schaute nach allen Seiten bis zum Horizont. Das Walddach, das von hier wie dumpfgrüner Erdboden aussah, war von oben genauso undurchdringlich für das Auge wie von unten. Nicht einmal den Teich vermochte sie zu sehen, an dem sie ihr Pferd zurückgelassen hatte. Sie blickte nordwärts, in die Richtung, aus der sie gekommen war, doch sie sah nichts als ein leicht bewegtes Meer grüner Kronen und einen vagen blauen Strich weit in der Ferne, die Gebirgskette, die sie vor Tagen überquert hatte, ehe der Wald sie verschlang.

Im Osten und Westen fehlte lediglich der bläuliche Strich, doch ansonsten bot sich ihr genau die gleiche Aussicht. Erst als sie sich südwärts wandte, erstarrte sie und hielt den Atem an. Etwa eine Meile in dieser Richtung lichtete sich der Wald und machte abrupt einer mit Kakteen übersäten Ebene Platz. Und inmitten dieser Wüste erhoben sich die Mauern und Türme einer Stadt. Valeria fluchte erstaunt. Es fiel ihr schwer, ihren Augen zu trauen. Über den Anblick einer menschlichen Siedlung jeder anderen Art – bienenstockähnliche Hütten der Schwarzen oder Felsbehausungen der geheimnisumwitterten braunen Rasse, die der Legende nach in diesem unerforschten Gebiet leben sollte – hätte sie nicht weiter gestaunt. Aber viele Wochenmärsche vom nächsten Vorposten der Zivilisation entfernt auf eine befestigte Stadt zu stoßen, war doch allzu verwunderlich.

Ihre um die Felszacke geklammerten Hände begannen zu schmerzen, also ließ sie sich wieder auf den Sims hinab und runzelte unentschlossen die Stirn. Von weit her war sie gekommen – aus dem Söldnerlager nahe der Grenzstadt Sukhmet mitten im ebenen Grasland, wo wilde Abenteurer vieler Rassen die stygische Grenze gegen Horden von Plünderern bewachten, die manchmal wie rote Wogen von

Darfar hereinbrandeten. Ihre Flucht hatte sie blindlings in ein Land gehetzt, über das sie nichts wusste. Und nun kämpfte der Wunsch, direkt zu dieser Stadt in der Ebene zu reiten, gegen ihren Instinkt, der ihr zur Vorsicht riet und sie mahnte, einen weiten Bogen um diese Stadt zu machen und ihre einsame Flucht fortzusetzen.

Das Rascheln von Blättern unter ihr riss sie aus ihren Gedanken. Wie eine Katze wirbelte sie herum und griff nach ihrem Schwert, doch dann blieb sie ruhig stehen und blickte auf den Mann vor sich.

Er war fast ein Riese von Wuchs, mit geschmeidig spielenden Muskeln unter der sonnengebräunten Haut. Seine Kleidung unterschied sich nicht sehr von ihrer, nur trug er statt einer Schärpe um die Taille einen breiten Ledergürtel, an dem Breitschwert und Dolch hingen.

»Conan, der Cimmerier!«, rief die Frau. »Was machst *du* auf meiner Fährte?«

Der Barbar grinste, und wildes Feuer, wie jede Frau es verstehen musste, brannte in seinen Augen, die über ihre vollendete Figur wanderten und kurz auf dem das Hemd straffenden Busen und der weißen Haut zwischen Pluderhosen und Stiefelschäften hängen blieben.

»Kannst du dir das denn nicht denken?«, fragte er lachend. »Gab ich meiner Bewunderung für dich nicht deutlich genug Ausdruck, seit ich dich zum ersten Mal sah?«

»Bei einem Zuchthengst wäre es nicht offensichtlicher gewesen«, antwortete sie verächtlich. »Doch nie hätte ich erwartet, dich so fern der Fleischtöpfe und Bierfässer Sukhmets wiederzusehen. Bist du mir wirklich aus Zarallos Lager gefolgt, oder hat man dich aus dem Lager gepeitscht, weil man erkannte, was du für ein Gauner bist?«

Er lachte über ihre Unverschämtheit und spannte die mächtigen Armmuskeln.

»Du weißt genau, dass Zarallo gar nicht genügend Buben zusammenbrächte, um mich aus dem Lager zu peitschen«, sagte er grinsend. »Natürlich bin ich dir gefolgt. Und zu deinem Glück, Mädchen. Indem du den Stygier erdolcht hast, brachtest du dich um Zarallos Gunst und Schutz und wirst nun von den Stygiern als Verbrecherin gesucht.«

»Das weiß ich alles«, erwiderte sie stumpf. »Aber was hätte ich denn tun sollen? Du weißt doch, wie es dazu kam.«

»Sicher«, antwortete Conan. »Wäre ich dabei gewesen, hätte ich ihn selbst erstochen. Aber wenn eine Frau schon in einem Kriegslager mit Männern haust, muss sie mit dergleichen rechnen.«

Valeria stampfte heftig auf und fluchte.

»Warum können Männer mich nicht leben lassen wie ihre männlichen Kameraden?«

»Das dürfte ja offensichtlich sein!« Wieder brannten seine Augen vor Bewunderung. »Aber es war klug von dir zu fliehen. Die Stygier hätten dir bei lebendigem Leib die Haut abziehen lassen. Der Bruder des Offiziers folgte dir, zweifellos schneller als du dachtest. Er war gar nicht weit hinter dir, als ich ihn einholte. Und sein Pferd war schneller als deines. Noch ein paar Meilen, und er hätte dich erwischt und dir die Kehle durchgeschnitten.«

»Und?«, fragte sie.

»Und was?«

»Was ist mit dem Stygier?«

»Na, was glaubst du wohl?«, entgegnete er ungeduldig. »Ich habe ihn natürlich getötet und den Geiern zum Fraß überlassen. Das hielt mich allerdings auf, und ich hätte fast deine Spur verloren, als du durch das felsige Vorgebirge geritten bist – sonst hätte ich dich schon längst eingeholt.«

»Und jetzt bildest du dir wohl ein, du könntest mich zu Zarallos Lager zurückschleppen?«, erkundigte sie sich höhnisch.

»Du redest daher wie eine Närrin«, knurrte Conan.
»Komm, leg dein Wildkatzenbenehmen bei mir ab. Ich bin nicht wie dieser Stygier, den du erdolcht hast, und das weißt du auch.«

»Ja, ein Vagabund bist du mit leeren Taschen.«

Er lachte herzlich. »Und was bist du? Du hast ja nicht einmal ein Kupferstück, dass du dir einen Flicker für deine durchgescheuerte Hose kaufen könntest. Deine Verachtung täuscht mich nicht. Du weißt, dass ich größere Schiffe und mehr Männer befehligt habe als du in deinem ganzen Leben. Und dass meine Taschen leer sind – nun, das sind sie bei einem echten Abenteurer fast immer. Ich habe in den großen Seehäfen genug Gold gelassen, um eine Galeone zu füllen. Auch das dürfte dir bekannt sein!«

»Und wo sind jetzt deine feinen Schiffe und die kühnen Männer, die du befehligt hast?«, fragte sie spöttisch.

»Zum größten Teil auf dem Meeresgrund«, antwortete er grinsend. »Die Zingarier versenkten mein letztes Schiff an der Küste Shems – deshalb schloss ich mich Zarallos Freien Getreuen an. Aber als wir zur Grenze von Darfar marschierten, sah ich, dass das kein Leben für mich war. Niedriger Sold, saurer Wein – ganz abgesehen davon, dass ich mir nichts aus schwarzen Frauen mache. Und nur sie kamen in unser Lager in Sukhmet – mit Ringen in der Nase und zugefeilten Zähnen – pah! Warum hast du dich eigentlich Zarallo angeschlossen? Vom Meer nach Sukhmet ist es ein weiter Weg.«

»Der Rote Ortho wollte mich zu seiner Konkubine machen«, antwortete sie mürrisch. »Ich sprang eines Nachts über Bord und schwamm an Land, als wir in Küstennähe ankerten – unweit von Zabhela an der Küste Kushs war es. Dort erzählte ein shemitischer Kaufmann, dass Zarallo mit seinen Freien Getreuen südwärts gekommen war, um die darfarische Grenze zu bewachen. Was hätte sich mir

Besseres bieten können? Ich nahm die nächste ostwärts ziehende Karawane und erreichte schließlich Sukhmet.«

»Es war reiner Wahnsinn, dass du südwärts geflohen bist«, bemerkte Conan. »Aber andererseits auch klug, denn Zarallos Patrouillen kamen überhaupt nicht auf den Gedanken, dich in dieser Richtung zu suchen. Nur der Bruder des von dir Getöteten stieß zufällig auf deine Fährte.«

»Und was hast du jetzt vor?«, erkundigte sie sich.

»Nun, wir sollten uns westwärts halten«, meinte er. »So weit südlich war ich bereits, doch so weit östlich noch nicht. Wenn wir gen Westen reiten, erreichen wir in ein paar Tagen die offene Savanne, wo die Herden der Schwarzen weiden. Ich habe Freunde dort. Dann können wir zur Küste weiterreiten und zusehen, dass wir ein Schiff finden. Mir hängt der Dschungel zum Hals heraus.«

»Dann mach dich nur auf den Weg«, riet sie ihm. »Ich habe andere Pläne.«

»Sei nicht töricht!« Seine Stimme klang zum ersten Mal leicht gereizt. »Du kannst schließlich nicht ewig weiter durch diesen Wald irren.«

»Das kann ich sehr wohl, wenn es mir Spaß macht.«

»Du hast doch etwas im Sinn!«

»Und wenn schon, es geht dich nichts an!«, fauchte sie.

»Oh doch«, widersprach er. »Bildest du dir vielleicht ein, ich reite jetzt allein weiter, nachdem ich dir so weit gefolgt bin? Sei vernünftig, Mädchen, ich habe doch keine bösen Absichten.«

Er machte einen Schritt auf sie zu, da sprang sie zurück und zog ihr Schwert.

»Zurück, Barbarenhund! Oder ich spieß dich auf wie ein Schwein!«

Zögernd blieb er stehen und sagte: »Möchtest du, dass ich dir das Spielzeug wegnehme und dich damit versohle?«

»Worte! Angeberei!«, spottete sie. Ihre kühnen Augen funkelten wie Sonnenschein auf blauem Wasser.

Er wusste, dass seine Drohung tatsächlich nicht viel mehr war, denn keinem Mann würde es mit bloßen Händen gelingen, Valeria von der Roten Bruderschaft zu entwaffnen. Er runzelte die Stirn. Ein Chaos von Gefühlen tobte in ihm. Er war wütend, und doch amüsierte er sich über ihre Haltung und bewunderte ihren Kampfgeist. Heiß strömte ihm das Blut durch die Adern. Es drängte ihn danach, das Mädchen in die Arme zu schließen, sie heftig an sich zu drücken, aber andererseits wollte er ihr auch nicht wehtun. Er schwankte zwischen dem Verlangen, sie wild zu schütteln, um sie zur Vernunft zu bringen, und dem, sie zärtlich zu liebkosen. Aber er wusste auch, wenn er ihr zu nahe käme, würde ihr Schwert sich in sein Herz bohren. Zu viele Männer hatte er Valeria in Grenzscharmützeln und Tavernenraufereien töten sehen, als dass er sie unterschätzt hätte. Er wusste, dass sie schnell und wild wie eine Tigerin war. Natürlich könnte er sein Breitschwert ziehen und sie entwaffnen, indem er ihr die Klinge aus der Hand schlug, aber allein schon der Gedanke, mit dem Schwert gegen eine Frau vorzugehen, selbst wenn er nicht die Absicht hatte, sie zu verwunden, widerstrebte ihm zutiefst.

»Verdammt, Mädchen!«, fluchte er hilflos. »Ich werde dir ...«

Er wollte auf sie losstürmen, denn seine wütende Leidenschaft ließ ihn alle Vorsicht vergessen, und sie machte sich zum tödlichen Stoß bereit. Doch etwas Überraschendes bereitete dieser gleichzeitig lächerlichen und durchaus gefährlichen Szene eine jähes Ende.

»Was ist das?«

Valeria stieß die Worte hervor, aber beide zuckten gleichzeitig zusammen, und Conan wirbelte wie eine Raubkatze herum. Das mächtige Schwert in seiner Hand blitzte. Ein

panikerfülltes Wiehern war zu hören – und gleich darauf durch Mark und Bein dringende Todesschreie. Es waren ihre Pferde! Und mit diesen Schreien vernahmten die beiden Lauschenden das Knacken und Bersten von Knochen.

»Löwen haben unsere Pferde angefallen!«, rief Valeria.

»Von wegen Löwen!«, schnaubte Conan mit funkelnden Augen. »Hast du vielleicht einen Löwen brüllen hören? Ich nicht! Und hör doch nur, wie die Knochen zermalmt werden – nicht einmal ein Löwe könnte so viel Lärm machen, wenn er ein Pferd tötet.«

Er rannte die natürliche Rampe hinunter, und Valeria folgte ihm. Die Witterung eines Abenteurers ließ sie beide ihre persönliche Auseinandersetzung vergessen. Die Schreie verstummten, während sie durch das grüne Laubwerk rings um den Felsen tauchten.

»Ich sah dein Pferd neben dem Teich angebunden«, sagte Conan und eilte dabei fast lautlos weiter, sodass sie sich nun nicht mehr wunderte, wie er sie auf dem Sims hatte überraschen können. »Ich band meines gleich daneben an und folgte den Spuren deiner Stiefel. Vorsichtig jetzt!«

Das Blätterdach lag nun über ihnen. Sie starrten hinunter in das jadegrüne Dämmerlicht. Die Stämme der mächtigen, kaum hundert Meter entfernten Bäume wirkten verschwommen und gespenstisch.

»Die Pferde müssten hinter dem Dickicht dort drüben sein«, flüsterte Conan. »Horch!«

Valeria hatte bereits gehört, worauf er sie aufmerksam machen wollte. Ein eisiger Schauer lief ihr über den Rücken, und so legte sie unwillkürlich Schutz suchend die Hand auf den muskulösen Arm des Cimmeriers. Unverkennbar hörten sie hinter dem Dickicht das Bersten von Knochen, das Reißen von Fleisch und lautes Kauen und Schmatzen.

»Fressende Löwen machen andere Geräusche«, flüsterte

Conan. »Irgendetwas verschlingt unsere Pferde, aber kein Löwe – Crom!«

Das Reißen und Kauen verstummte plötzlich. Conan fluchte leise. Ein Wind war aufgekommen und trug ihre Witterung geradewegs zu dem Dickicht, hinter dem der Pferdefresser verborgen war.

»Da kommt es!«, murmelte Conan und hob sein Schwert.

Das Dickicht erbebte und krachte. Valeria klammerte sich noch heftiger an Conans Arm. Zwar kannte sie sich im Dschungel nicht aus, aber sie wusste, dass kein bekanntes Tier das Unterholz so erschüttern konnte.

»Es muss groß wie ein Elefant sein«, flüsterte Conan und sprach aus, was auch sie dachte. »Was, zum Teufel ...« Verblüfft hielt er inne.

Der Schädel eines Albtraumungeheuers schob sich durch das Dickicht. Weit geöffnete Kiefer entblößten Reihen geifernder, gelber Hauer. Über dem klaffenden Rachen runzelte sich eine saurierähnliche Schnauze. Riesige Augen, gleich denen eines Pythons, nur tausendmal größer, starrten reglos auf die beiden wie versteinerten Menschen. Blut besudelte die lappigen, schuppenüberzogenen Lippen und sickerte aus dem gewaltigen Maul.

Den Kopf, der größer als ein Krokodilschädel war, hielt ein langer, schuppiger Hals mit Reihen von Sägezahnzacken. Der Rumpf, der Dornenbüsche und Schösslinge platt walzte, war wie eine gewaltige Tonne auf lächerlich kurzen Beinen. Der weißliche Bauch schleifte fast über den Boden. Der Rücken dagegen, ebenfalls mit mächtigen Sägezahnzacken, war so hoch, dass Conan selbst auf Zehenspitzen stehend diese nicht hätte berühren können. Den langen Stachelschwanz, der einem gigantischen Skorpion Ehre gemacht hätte, zog das Ungeheuer hinter sich her.

»Schnell, den Felsen wieder hoch!«, zischte Conan und

schob das Mädchen vor sich her. »Ich glaube nicht, dass das Monstrum klettern kann, aber wenn es sich auf die Hinterbeine stellt, könnte es uns erreichen ...«

Unter Krachen und Bersten der Schösslinge trampelte das Ungeheuer durchs Unterholz. Wie Laub im Wind flohen die beiden die Rampe wieder hoch. Ehe Valeria in das grüne Dach der Bäume ringsum eintauchte, warf sie einen hastigen Blick zurück. Genau wie Conan vorhergesagt hatte, richtete sich das Monstrum auf die Hinterbeine auf. Der Anblick erfüllte sie mit Panik. Aufrecht stehend wirkte das Untier noch gigantischer als vorher. Sein Schädel stieß durch die Baumkronen. Da packte Conan Valeria am Handgelenk. Sie wurde durch das Laubwerk gezerrt und wieder hinaus in den Sonnenschein, gerade als das Ungeheuer mit einer Wucht, die den Felsen erschütterte, mit den Vorderbeinen gegen das Gestein prallte.

Hinter den Fliehenden schob sich der Schädel krachend durch die Zweige, und einen schreckerfüllten Augenblick lang sahen sie die Albraumfratze mit flammenden Augen und klaffendem Rachen zwischen dem dichten Laub. Gleich darauf klappten die Kiefer, glücklicherweise in leerer Luft, hinter ihnen zusammen. Da zog das Untier den Schädel zurück und verschwand aus ihrer Sicht, als wäre es in einem Teich versunken.

Als sie zwischen den Zweigen, die die Felswand streiften, hindurchspähten, sahen sie es auf seinen Hinterbeinen am Fuß des Felsen kauern und reglos zu ihnen heraufstieren.

Valeria erschauerte.

»Wie lange, glaubst du, wird es dort unten sitzen bleiben?«

Conan stieß mit dem Fuß nach dem Totenschädel auf dem Sims.

»Der Bursche muss hier heraufgeklettert sein, um diesem Ungeheuer – oder einem ähnlichen – zu entkommen.

Vermutlich ist er verhungert, denn seine Knochen sind unbeschädigt. Das Untier muss ein Drache sein. Du kennst ja sicher auch die Legenden der Schwarzen, die von Drachen berichten? Wenn es einer ist, wird er nicht von hier weichen, bis wir beide tot sind.«

Valeria blickte ihn entsetzt an; ihren Groll hatte sie längst vergessen. Sie kämpfte mit aller Willenskraft gegen ihre Panik an. Wie viele Male hatte sie ihren Mut, ja ihre Tollkühnheit in heftigen Kämpfen auf See und Land bewiesen, auf den blutgetränkten Decks von Kriegsschiffen, im Sturm auf befestigte Städte und auf den zertrampelten Sandstränden, wo die wilden Burschen der Roten Bruderschaft einander die Dolche in die Brust stießen, wenn sie um die Führerschaft kämpften. Doch ihre gegenwärtige Lage ließ ihr das Blut in den Adern gerinnen. Den Todesstreich in einer Schlacht fürchtete sie nicht, doch es erfüllte sie mit Panik, hilflos hier auf einem kahlen Felsen zu sitzen, ohne etwas tun zu können, belagert von einem Ungeheuer aus der Urzeit, das nicht weichen würde, bis sie verhungert waren.

»Es muss doch irgendwann mal weg, um zu fressen und zu saufen«, meinte sie.

»Dazu braucht es nicht weit zu gehen«, gab Conan zu bedenken. »Außerdem hat es sich ja gerade erst den Bauch mit unseren Pferden vollgeschlagen. Und wie eine Schlange wird es jetzt eine lange Zeit ohne Futter und Wasser auskommen. Nur sieht es so aus, als dächte es gar nicht daran, nach seiner ausgiebigen Mahlzeit zu schlafen, wie Schlangen es tun. Na ja, zumindest kann es nicht hier heraufklettern.«

Conan wirkte absolut nicht beunruhigt. Er war ein Barbar, und als solchem war ihm die gleiche Geduld gegeben wie allen Geschöpfen der Wildnis. Im Gegensatz zu jemandem, der in der Zivilisation aufgewachsen war,

blieb er auch in einer solchen scheinbar ausweglosen Situation kühl und beherrscht.

»Können wir nicht in die Baumkronen klettern und wie Affen über die Äste fliehen?«, fragte Valeria verzweifelt.

Conan schüttelte den Kopf. »Das habe ich auch schon überlegt, aber die Zweige, die den Felsen berühren, sind nicht kräftig genug. Sie würden unter unserem Gewicht schnell brechen. Außerdem befürchte ich, dass dieser Teufel dort unten jeden Baum mitsamt den Wurzeln ausreißen könnte.«

»Sollen wir hier auf unseren Hintern herumsitzen, bis wir verhungern?«, rief sie wütend und trat nach dem Totenkopf, sodass er den Sims entlangrollte. »Ich denke gar nicht daran! Ich werde wieder hinuntersteigen und dieser Bestie den Schädel abschlagen ...«

Conan hatte sich auf einem Felsvorsprung am Fuß der spitzturmähnlichen Zacke niedergelassen. Mit kaum verhohlener Bewunderung blickte er zu ihren funkelnden Augen und der angespannten, vor Erregung zitternden Figur auf. Da ihm jedoch klar war, dass sie im Augenblick vor keiner Wahnsinnstat zurückschrecken würde, brummte er nur barsch: »Setz dich her.« Er packte sie am Handgelenk und zog sie auf sein Knie. Sie war zu überrascht, um sich zu wehren, als er ihr das Schwert aus der Hand nahm und in die Scheide zurückschob. »Bleib sitzen und beruhige dich. Du würdest nur den guten Stahl an seinen Schuppen zerbrechen. Wie einen Happen würde er dich verschlingen oder dich mit seinem Schwanz wie ein Ei zerbrechen. Wir werden schon noch einen Ausweg finden, aber bestimmt nicht, wenn wir uns ihm in den Rachen werfen.«

Sie antwortete nicht, aber sie versuchte auch nicht, seine Arme von ihrer Taille zu lösen. Sie hatte Angst, und das war für Valeria von der Roten Bruderschaft ein völlig neues Gefühl. Also blieb sie auf dem Knie ihres Gefährten – oder

war er ihr Gefangenenwärter? – sitzen, und zwar mit einer Fügsamkeit, die Zarallo verblüfft hätte; der wäre der Meinung gewesen, dass sie eine Teufelin aus dem Serail der Hölle sein musste.

Conan spielte sanft mit den blonden Locken des Mädchens und schien keinen anderen Gedanken zu kennen, als sie für sich zu erobern. Weder das Gerippe zu seinen Füßen, noch das lauernde Ungeheuer störten ihn offenbar, jedenfalls galt sein Interesse ungeteilt dem Mädchen.

Valerias Blick wanderte über das Laubdach unter ihnen, und sie entdeckte ein paar farbige Flecken in dem Grün.

Früchte waren es, kugelrund und dunkelrot hingen sie an einem Baum, dessen breite Blätter von einem besonders saftigen Grün waren. Da wurde sie sich ihres Hungers und Durstes bewusst, obwohl sie durchaus nicht durstig gewesen war, ehe sie festgestellt hatte, dass sie hier auf diesem Felsen gefangen saßen.

»Verhungern müssen wir jedenfalls nicht«, sagte sie erleichtert. »Das Obst dort können wir erreichen, ohne dass der Drache uns erwischt.«

Conans Blick folgte ihrem deutenden Finger.

»Wenn wir diese Früchte essen, brauchen wir den Drachen nicht mehr zu fürchten«, sagte er. »Die Schwarzen von Kush nennen sie ›Derketa-Äpfel‹. Derketa ist die Todesgöttin. Wenn du etwas von ihrem Saft trinkst oder auch nur einen Tropfen davon auf deine Haut bekommst, bist du tot, ehe du den Fuß des Felsens erreichen kannst.«

»Oh!«

Erschrocken schwieg sie. Es schien keinen Ausweg aus ihrer Lage zu geben, dachte sie düster. Sie jedenfalls sah keinen, und Conan war offenbar nur an ihrer schlanken Taille und den blonden Locken interessiert. Wenn er sich wirklich einen Plan ausdachte, sah man es ihm zumindest nicht an.